



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wandlungen des Ich im Zeitenstrom : 7. In Pfarrhäusern : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wandlungen des Ich im Zeitenströme

7. In Pfarrhäusern

(Schluß)



Das Städtlein Sch. liegt in einem reizenden Vorgebirgsthale, das mit langgestreckten Dörfern ausgefüllt ist, deren Bauerhöfe im Mai aus einem Walde blühender Obstbäume hervorlugen. Der Einschnitt an der Stelle, wo sich die Häuserreihe zum Städtchen verdichtet, ist so schmal, daß ein Riese, der vom Norden her gelaufen käme, wohl über den Graben hinwegstolpern könnte, ohne die darin liegenden Häuschen zu bemerken. An einem herrlichen Frühlingstage, nachmittags gegen 3 Uhr, traf ich dort ein. Die Post liegt am Ringe, der nichts ist, als die breiteste Strecke der einzigen Straße, aus der Sch. besteht. Als der Wagen hielt, wurde auf der Seite, wo man aussteigt, das ganze Gesichtsfeld von einer umfangreichen Frauensperson eingenommen; sie war nach ländlichem Geschmack sehr schön rot und grün gekleidet, und ihr stumpfnäsiges, dickbackiges Gesicht sah aus wie sieben Ungewitter. Also das ist fortan deine Beherrscherin! Na, eine dämonische Elise ist sie nicht, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Hausdrache. Sie meldete mir, daß der Herr Kommissarius auf einer Visitationsreise begriffen sei (da die Diözese Breslau sehr groß ist, sind immer mehrere Erzpriestereien zu einem Kommissariat zusammengefaßt, dessen Vorsteher die Erzpriester zu beaufsichtigen hat), daß mich aber Herr Pfarrer Z. aus H. empfangen und den Kaffee mit mir trinken werde. Z. war ein langer spindeldürrer Mann mit einem langen, dünnen, schwarzen, aber sehr freundlichen Gesichte; streng klerikal, sehr herzlich und wohlwollend, aber mit einer Krankheit behaftet, die erst kurz vor seinem Tode als Krankheit allgemein anerkannt wurde; bis dahin hatte man ihn bloß für das gehalten, was man in Schlesien einen unausstehlichen Marsack nennt. Er verwickelte sich beständig in der Konstruktion, blieb aller Augenblicke stecken, wiederholte sich, geriet in Verlegenheit und fand kein Ende. An seinen Gesichtszuckungen und an dem krampfhaften Spiel seiner langen Finger auf der Tabakdose, die er beständig in der Hand hielt, konnte man wohl schon damals merken, daß er an einem der Epilepsie verwandten Nervenübel litt. Seine Predigten sollen schrecklich

gewesen sein. Die H—dorfer Bauern kamen denn auch lieber zu uns in die Kirche, obwohl sie über eine Stunde zu laufen hatten. kamen sie nach Hause zurück, so war Z. gewöhnlich mit seinem Gottesdienst noch nicht fertig. Er hatte einen sehr schneidigen Erzpriester, einen feinen, reichen Mann, der die zu visitirenden Amtsbrüder in Jagdjoppe und Stulpenstiefeln zu Pferde heimsuchte. Auf wiederholte Klagen der Bauern entschied dieser schließlich: der Schulmeister habe Punkt halb zehn (die Predigt war vor dem Amte) mit der Orgel einzufallen und so dem „Gemare“ ein Ende zu machen. Z. war immer sehr erfreut, wenn ich ihn einmal besuchte, weil ich mir seine Vorträge gefallen ließ. Sie handelten teils vom katholischen Aufschwung und von der richtigen Seelsorgerpraxis, teils von der Landwirtschaft und dem Vater Thaer; er berichtete über den Jahresertrag seiner Wirtschaft: zwei Schweine, $3\frac{2}{3}$ Kälber, x Zentner Heu u. s. w., und zum Schluß, oder je nachdem zum Anfang, kam gewöhnlich die Geschichte, wie er auf einer Besuchsreise „des Rappens wegen“ an einem Wirtshaus gehalten und dabei das Glück gehabt habe, seinen alten verehrten Patron, den General von N., um die Ecke kommen zu sehen und begrüßen zu können.

Bei jenem ersten Kaffee in Sch. nun hielt er mir einen sehr verwickelten Vortrag, aus dem ich nur so viel verstand, daß mein Vorgänger ein infamer Windhund gewesen sei, der sich nicht allein öfter bekneipt und bald im Raufsch, bald im Kater allerlei Argernis gegeben, sondern auch die Gemeinde gegen den Kommissarius aufgehetzt und eine Intrigue gegen ihn angesponnen habe, weshalb dringend gewünscht werde, daß ich auf den Umgang mit Gemeindegliedern möglichst verzichten und mich mit der Befriedigung meines Unterhaltungsbedürfnisses auf den Pfarrhof beschränken möchte.

Es fand sich, daß das nicht schwer war. Der Kommissarius Menzel, ein kleiner, dicker, freundlicher Mann, hatte ein so lebhaftes Unterhaltungsbedürfnis, daß das meinige durch den Verkehr mit ihm reichlich gedeckt wurde. Anfangs war ich sogar verdrießlich darüber, daß es mir mehr Zeit wegnahm, als ich bisher der Unterhaltung zu opfern gewöhnt gewesen war. Nach der Messe mußte ich mit ihm frühstücken; das erschien mir geradezu als ein Skandal, schon am frühen Morgen eine viertel bis eine halbe Stunde zu verplaudern, und nicht weniger anstößig war mir der philisterhafte Besperkaffee, der ebenfalls gemeinsam eingenommen wurde und die gleiche Zeit beanspruchte. Dagegen ließ ich mir das gesellige Mittag- und Abendessen und ein Plauderstündchen nach dem Abendessen gern gefallen. Menzel hatte elf Jahre am Dom zugebracht und war Vertrauter zweier Bischöfe gewesen: des Weihbischofs Schubert und des Fürstbischofs Sedlnitzky, der bekanntlich resignirt hat und damals als Mitglied des Staatsrats in Berlin lebte. Den Sommer brachte Sedlnitzky auf seinem schlesischen Landgute Groß-Sägewitz zu und holte gewöhnlich seinen lieben Menzel auf einige Tage dahin ab. Daß ihre Freund-

schaft fortbauerte, obgleich Menzel streng ultramontan und bigott fromm war, setzte mich in Erstaunen. Es fügte sich gut, daß Menzel einige Wochen vor Sednigkys Übertritt zur evangelischen Kirche*) starb; als ich diesem den Tod seines alten Freundes gemeldet hatte, teilte er mir in seinem Antwortschreiben seinen Entschluß mit, den er in jenen Tagen, am 12. April 1863, ausführte.

Von seinen Erlebnissen am Dome und von seinen Reisen mit jenen beiden Herren wußte Menzel viel zu erzählen. Von den Tagesneuigkeiten und Gemeindeangelegenheiten kam das Gespräch meist bald auf Gegenstände von allgemeinem Interesse, und namentlich wurde viel politisirt. Ich vertrat, wie sich von selbst versteht, die Freiheit, er die Autorität, nur von der Autorität der preußischen Regierung, der er gram war, wollte er nichts wissen. Den König Friedrich Wilhelm IV., der damals gerade im Sterben lag, ließ er natürlich gelten. Ihm fühlte er sich auch noch persönlich zu Dank verpflichtet, und ich mit, denn das köstliche Obst in unserm Garten war ein Geschenk von ihm; er hatte aus den Gärten von Sanssouci eine Menge Edelreiser an evangelische und katholische Pfarrer und Schullehrer geschickt. Auch an Interesse für Wissenschaft und Litteratur fehlte es Menzel nicht, nur hatte er keine Zeit mehr dafür.

Des Sommers wurden die Mahlzeiten im Gartenhause eingenommen. Außer uns beiden aßen noch der zweite Lehrer und die Frau Schwarzer mit. Das war die mittellose Witwe eines alten Freundes des Pfarrers, der er ein Stübchen eingeräumt hatte. Menzel saß auf der einen Seitenbank, der Lehrer auf der gegenüberliegenden, Frau Schwarzer und ich an der Hinterwand. Unter dem Sitz der Frau Schwarzer befand sich ein Hummelnest, das viele Unterbrechungen der Mahlzeit und der Politik verursachte. Menzel war nämlich ein großer Tierfreund. Kam nun eine Hummel zu Nests geflogen, so verfolgte er, mit ärgerlichen Seitenblicken auf die Frau Schwarzer, aufmerksam ihren Flug und sagte endlich nach einigem Husten und Räuspern: Frau Schwarzer, stehen Sie doch auf, daß die Hummel ins Nest kann! Der dicke Schulmeister mußte also heraus, um der Frau Platz zu machen. Aber während beide stehen, kehrt die Hummel wieder um und umkreist die Schüssel auf dem Tische. Frau Schwarzer macht Miene, sich wieder zu setzen. — So warten Sie doch, bis die Hummel drin ist! — Ach, der dummen Hummel wegen steh ich nicht länger. — Aber so warten Sie doch noch ein wenig! Sie bringt ihren Kindern das Mittagessen; sie will bloß noch den guten Bratengeruch mitnehmen. — Förmliche Gewissensbisse verursachte ihm der Interessentkonflikt zwischen den Katzen und den Sperlingen. Mimerle, die Lieblingskatze, hatte er für sein Leben gern bei Tische, um ihr ein paar gute Bissen

*) „Nicht zur lutherischen, nicht zur reformirten Konfession, noch zu der Brüdergemeinde, sondern zur evangelischen Kirche, die ihm Realität und Wahrheit war,“ schreibt der Herausgeber seiner Selbstbiographie Seite 127.

zu reichen; aber kam sie, dann konnten die Sperlinge nicht heran, die sich sonst in Scharen vorm Gartenhäuschen um Krumen balgten, und mußten ärgerlich von den Bäumen herab zusehen; mit möglichster Unparteilichkeit suchte er einen Turnus herzustellen, den aber Mimerle als gewandte Turnerin durch Sprünge aus dem Fenster oft durchbrach. Der Hühnerhof, der nicht ganz so gut bestellt war wie in Rehberg, hatte eine große Merkwürdigkeit aufzuweisen: ein uraltes klapperdürres Entenpaar, das in zärtlichster Ehe lebte; wo er hinwatschelte, dahin watschelte sie mit, und niemals waren sie auch nur zehn Zoll weit von einander entfernt. Vor dem Schlachtmesser waren sie sicher; Menzel würde es für die größte Ruchlosigkeit gehalten haben, ein so seltenes Eheglück zu zerstören, sei es durch den gleichzeitigen Mord beider Gatten, sei es durch eine grausamere Trennung. Und eines Morgens verkündigte Johanna, die Wirtin, glückstrahlenden Antlitzes, daß die Entenurgroßmutter ein Ei gelegt habe. Dieser Jubel! Und diese Glückwünsche! Und diese ehrenvollen Anerkennungen des außerordentlichen Verdienstes! Eine Gratulationskur an irgend einem Hofe ist nichts dagegen.

Johanna war das gutmütigste Geschöpf von der Welt, und nur aus Furcht vor einer neuen Auflage des Windhundes hatte sie bei meinem Empfange ein so böses Gesicht gemacht. Dürr war ich nun zwar auch, und zu laufen pflegte ich wie ein Windhund, aber sonst glich ich meinem Vorgänger nicht. Nur in einem Stück gereichte ich ihr zum Argerniß, daß ich dürr blieb. Wir andern sind alle so schön rund, pflegte sie zu sagen, Sie allein machen mir Schande. Sie hatte nämlich mit Elisen nur das eine gemein, daß sie gut kochte und buk, wenn auch vielleicht nicht ganz so gut; jedenfalls in einem andern Stil, denn Menzels Magen war auf süß gestimmt und verabscheute alles Saure. Für ihn hatten übrigens alle Süßigkeiten einen bitteren Beigeschmack, denn sie kamen ihm sehr teuer zu stehen. Um die Geburtstage herum, wo sie sich auf die Zuckerbäckerei verlegte, angeblich für uns, in Wirklichkeit aber für ihre Kaffeeschwestern, und im Herbst zur Zeit des Früchteeinmachens heißte sie aller Augenblicke einen Dukaten für Zucker. Damals gab es noch keine hochherzigen Zuckerbarone, die ihr Vermögen opfern, um der armen Menschheit das Leben mit billiger Süße zu würzen, und der Zucker war teuer. Ob so teuer, daß als Einheit für Zuckereinkäufe ein für allemal der Dukaten festgesetzt werden mußte, habe ich damals zu berechnen versäumt. Den Glanzpunkt der kulinarischen Erfolge Johannas bildete alljährlich die Gänseleberpastete an Menzels Geburtstage; aber ein neidisches Geschick verdarb ihr jedesmal den Triumph. Menzel litt an Magenschwäche, und da er kein zweites Frühstück nahm und es bis um zwölf Uhr an seinem Stehpult nicht aushielt, so wurde schon um halb zwölf zu Mittag geessen. Da aber zwölf Uhr die amtliche Gratulationsstunde ist, so fielen Sanitätsrats immer gerade in die Pastete hinein, was um so unangenehmer war, da das an der Küche

gelegne Arbeitszimmer des Pfarrers zugleich als Empfangs- und Speisezimmer diente. Zu meiner Zeit war der Pfarrhof doppelt ärgerlich über diese Störung, weil man die Gratulanten — ungerechterweise, wie ich glaube — in Verdacht hatte, die Seele der von meinem Vorgänger gegen den Pfarrer geschmiedeten Ränke gewesen zu sein. Jedenfalls hatte der Sanitätsrat an Kirche und Pfarre immer etwas zu nörgeln — er war unter anderm ein spitzer Kritiker der äußerst schlichten und trocknen, beinahe ledernen Predigten Menzels —, und die Damen hatten stets viel zu klatschen. Man beschloß daher im großen Kriegsrat von Anno 1860, diesmal das Mittagessen um elf Uhr zu beginnen, da konnte man um zwölf mit der Pastete fertig sein. Alles ging glatt von statten. Johanna setzte mit einem Gesicht, das von Freude, Stolz und Hitze gerötet war, die Pastete auf den Tisch, da — klingelingeling! öffnet sich die Thür, und herein treten: der uralte Sanitätsrat (sein steinernes Gesicht sieht aus wie verwitterter Urfels; er hinkt und trägt den Pelz auf der linken Schulter), seine Frau (es ist die dritte, jünger als ihr Stiefbruder; nichts weniger als schön, aber interessant; sie hat die verrücktesten Hauben und den größten Mund im Kreise und weiß alle Neuigkeiten schon, ehe sie sich ereignet haben) und ihre Schwester, Fräulein Pina (eine etwas verwachsene kleine Dame von himmlischer Sanftmut und Güte). Alle drei sprechen gleichzeitig. Er (vor sich hin und in sich hinein lachend und murmelnd): Hä hä, dieser Kommissarius mit seiner ewigen Magenschwäche! Eigentlich noch junger Mann, sollte sich schämen; wird wohl nächstens früh um sieben zu Mittag essen; der dicke Schulmeister da wird nächstens plagen; was die Johanna wieder fürn Gesicht macht, möchte mich am liebsten fressen. Sie (krähend und stoßweise): Guten Morgen, lieber, lieber, verehrter Herr Kommissarius! Nein aber, daß wir Sie auch diesmal wieder stören! Hätten wir das ahnen können! Wir sind gerade in der Absicht früher gekommen, die Störung zu vermeiden! Sie böse Johanna, hätten Sie uns doch einen Wink gegeben! Fräulein Pina (flötend und ganz gleichmäßig ohne Komma fortsingend): Nein aber der arme Kommissarius das thut uns doch zu leid daß wirs wieder so treffen ich habe es dem Schwager gleich gesagt u. s. w. Im nächsten Jahre wurde beschloffen, erst um ein Uhr zu essen. Wer bis dahin nicht kam, das waren Sanitätsrats. Die Pastete erscheint — klingelingeling — alles übrige wie oben!

An den Winterabenden wurde die Tafelrunde noch durch Johanna vervollständigt, sodaß wir unser fünf waren. Mit dem Lehrer hatte es folgende Bewandnis. Der Kantor Gr. vermochte sein Amt nicht mehr ordentlich zu versehen, aber er war nicht zu bewegen, sich pensioniren zu lassen. Es war ein Mann, der wohl hätte Feldherr werden können, wenn er nicht Schulmeister geworden wäre, das gerade Gegenteil von dem bescheiden auftretenden, schüchternen, ängstlichen und gutmütigen Menzel. Als ich ihn kennen lernte, war

er nur noch eine Ruine, aber eine stattliche Ruine: groß und hager, ein weiß und rotes Gesicht von edelm und großem Schnitt, lange, noch blonde Locken, große, strahlende blaue Augen; nur der Tropfen, der stets an seiner Nase hing — er schnupfte stark —, war weniger schön, und der Bierdunst um ihn herum; sein gefüllter Humpen stand schon am frühen Morgen vor ihm auf seinem Schreibtisch am Fenster. Vor und nach der Schule saß er dort, mit Kirchenrechnungen oder Büchern beschäftigt — binnen zwei Jahren las er alle meine Bücher durch, soweit sie nicht in fremden Sprachen abgefaßt waren —, ab und zu seine Mähne schüttelnd, einen Schluck oder eine Prise nehmend, und „stolz und unzufrieden“ zum Fenster hinausschauend, von aufwallendem Grimm erschüttert, so oft er die Schulkinder herumspringen sah. Mit geballter Faust pflegte er dann zu murmeln: Könnte ich noch wie sonst, wie wollte ich euch! Sonst hatte er nämlich den Bakel gar fleißig gehandhabt und jeden Sonnabend zum Schluß sämtliche Jungen durchgehauen, ohne besondere Veranlassung. Dabei hatte sich einmal etwas denkwürdiges zugetragen. Eines Sonnabends war Joseph Sybel nach Hause gekommen und hatte erzählt, nicht etwa als Scherz, sondern in ernsthafter, trockner Berichterstattung, der Kantor sei heute über ihn wütend geworden, weil er bei der allgemeinen Abstrafung, als die Reihe an ihm war, keinen Schmerzenslaut von sich gegeben habe, und hatte entschuldigend und zur Erklärung hinzugefügt: Ich hierts wull immer knollen, aber ich wußte ja nee, daß a schun uf meem (meinen) Rücken rim-drosch. Als Gr. keine Kraft mehr hatte zum Zuhau, mußte seine Tochter die Wochenlohn auszahlung vornehmen; mit ihrer Verheiratung ging der schöne Brauch ein. Sie nahm einen Lehrer, dem ihre Energie auf seiner schlechten Stelle vielfach zu statten kam. So brachte sie es unter anderm fertig, mit ihrem Mann allein Messen aufzuführen, die sie besonders für diese spärliche Besetzung arrangirte. Sie spielte Violine und sang abwechselnd Diskant und Alt, er übernahm Orgel, Baß und Tenor.

Da Gr. nicht von seiner Stelle wich, auch als sein Unterricht anfang, ganz ungenügend zu werden, so half sich Menzel in der Weise, daß er die Schüler in zwei Klassen teilte und die Oberklasse einem Hilfslehrer übergab, für den das geistliche Amt eine kleine Besoldung bewilligte. Weil diese aber zum Leben nicht hinreichte, so übertrug ihm Menzel ein wenig Aktenschreiberei und gewährte ihm zur Entschädigung dafür freie Verpflegung. Die Feuerung kostete ihn auch nichts, weil er seine Schreibarbeit in der Küchenstube des Pfarrhauses anfertigte — der Wirtschaftlerin Richte, die sechste Person unsers Haushalts, war seine Braut — und seine Mietwohnung fast nur zum Schlafen benutzte. Mußte so Gr. einen halben Stellvertreter in der Schule neben sich dulden, so wich er dafür in der Kirche keinen Schritt. Unter Menzels Vorgänger, der gleichzeitig Regierungsrat war, sich in Sch. wenig aufhielt, der äußersten Linken der rationalistischen Reformpartei angehörte und die Messe

einen Hofuspokus nannte, hatte die Wochenmesse aufgehört. Als Menzel sein Amt antrat, mußte er sich evangelische Jungen als Ministranten dingen, weil die katholischen Eltern ihre Söhne für den Kirchendienst an Wochentagen nicht hergeben mochten. Schließlich wurden die Leute wieder fromm und gewöhnten sich nicht bloß an die Wochenmesse, sondern lernten sogar den Rosenkranz beten. Als dann Menzel den zweiten Lehrer anstellte, wollte er, daß dieser die Wochenmesse mit Orgelspiel und dem Gesang der Schulkinder begleite. Aber der Kantor verweigerte die Erlaubnis und gab den Orgelschlüssel nicht heraus. Menzel kaufte ein Positiv und bezahlte es aus seiner eignen Tasche, aber das Ding erwies sich als unbrauchbar. Endlich setzte er eine „georgelte“ Messe in der Woche durch, indem er dem Kantor das Spiel, zu dem sich dieser selbst bequemte, ebenfalls aus seiner Tasche bezahlte. Die Feiertagsmusik war erbärmlich; der neue Lehrer hätte gern bessere gemacht, aber Gr. ließ es nicht zu. Erst als er so siech wurde, daß er das Zimmer nicht mehr verlassen konnte, gab er nach einigem Sträuben den Orgelschlüssel heraus, und sein Stellvertreter erzog sich binnen kurzem einen ganz tüchtigen Kirchenchor. So war der Lebensabend dieses streitbaren Mannes voll ohnmächtigen Grimms. Den letzten Verdruß bereitete ihm der Arzt, indem er ihm das Bier verbot und Tokayer verordnete. Aber Tokayer schmeckt doch auch gut, bemerkte ich einmal auf seine Klagen. Ach ja, das schon, antwortete er, aber so'n Gläschen, was soll einem das helfen! Ja, wenn man zu jeder Mahlzeit eine Flasche trinken könnte!

Lange vor Gr. hatte sich der weit jüngere Menzel, der sonst außer einem Glase Wein an Festtagen niemals alkoholhaltige Getränke genoß, auf ärztlichen Befehl zum täglichen Genuß schweren Weins bequemen müssen. Er bekam die Wassersucht in Folge eines Nierenleidens, das seiner Überzeugung nach die Folge des ihm von meinem Vorgänger bereiteten Ärgermisses war. Er hatte immer den Grundsatz befolgt, bei kleinen Meistern am Orte arbeiten zu lassen, und wurde zum Dank dafür natürlich so schlecht wie möglich bedient. Das schlechteste von allem aber, was ihm die Sch. . . er Tischlerkunst geliefert hatte, war sein ungepolsterter Lehnstuhl oder vielmehr Schemel, ein wahres Marterholz, den er auch noch in den ersten Wochen seiner Krankheit benutzte. Eine Dame aus der Nachbarschaft, die ihn besuchte, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen vor Entsetzen und schickte ihm sofort einen bequemen Lehnstuhl. Darin hat er qualvolle fünf Monate verlebt. Ich brachte, wie in seinen gesunden Tagen, jeden Abend bei ihm zu, und er gab mir in diesen Stunden sehr viele Aufträge und ordnete alles, was nach seinem Tode geschehen sollte, aufs genaueste an. Einmal mußte ich ihm doch opponieren. Das sage ich Ihnen, schärfte er mir ein, daß Sie mir ja keine Leichenrede halten lassen. Mein Begräbniß wird gerade in die größte Kälte treffen, und nichts ist abscheulicher, als bei schlechtem Wetter lange am Grabe stehen müssen.

Der Gedanke ist mir entsetzlich, daß sich meines elenden Leichnams wegen die Leute erkälten oder gar jemand den Tod holen sollte. Überhaupt hielt er die allgemeine Leichenrederei für einen Unfug; Leichenreden, sagte er, sollten von Rechts wegen nur großen Männern und berühmten Persönlichkeiten gehalten werden. Ich gestand ihm gern zu, daß die Sitte der Leichenreden wie viele andre Sitten höchst unvernünftig sei, aber ich konnte ihm nicht versprechen, gerade in diesem Falle den Unfug zu bekämpfen, da man sich auch an mein etwaiges Verbot nicht gekehrt haben würde. Sehr leid that es ihm, daß ich während seiner Krankheit die ganze (mir nicht im mindesten beschwerliche) Arbeit allein besorgen und namentlich, daß ich bei großer Kälte, wenn viel Beichtleute waren, manchmal vom frühen Morgen bis zum Mittag in der Kirche zubringen mußte. Er sagte dann wohl: Ich möchte es Ihnen gern mit Gelde lohnen, möchte Ihnen auch gern etwas hinterlassen, aber die Johanna hat alles verköcht. Sehen Sie doch mal im Sekretär im zweiten Schube rechts nach; da werden Sie ein Schächtelchen finden; darin müssen noch ein paar Dukaten sein, davon nehmen Sie sich einen! Seine Hinterlassenschaft, die in einem Pfandbriebe über fünfhundert Thaler und dem Erlös aus dem Verkaufe seiner Sachen bestand, habe ich dann dem Testament zufolge einer armen Verwandten von ihm übermacht.

Die Pfarrei administrirte ich ein halbes Jahr und blieb dann noch ein Jahr bei seinem Nachfolger M., einem tüchtigen Geistlichen, aber zugleich gewandten und liebenswürdigen Weltmanne, der bald der Mittelpunkt der Geselligkeit des Kreises wurde. In diesem Honoratiorenzirkel waren Sanitätsrats die einzige katholische Familie; außerdem wurde das katholische Element durch einige Pfarrer vertreten. Ich war schon während meiner Administration eingeführt worden von einem Assessor, der um diese Zeit nach Sch. versetzt wurde, und Johanna versetzte nicht, mir zu sagen, daß mir die Gemeinde diesen Umgang mit Protestanten übel nähme. Und doch vernachlässigte ich auch die katholischen Bürger und Bauern nicht, blieb nur in der einen wie in der andern Art von Geselligkeit sparsam und ließ mir von der für meine Bücher und Privatschüler bestimmten Zeit kein wesentliches Stück abhandeln.

Es war das eine glückliche Zeit für mich. Der Druck der Sorge um die Meinen war ziemlich gehoben. Von meinen beiden Brüdern war der eine als Apothekergehilfe in Montreux, der andre auf dem Gymnasium ganz wohl. Die Mutter konnte von ihrem kleinen Verdienste und der kleinen Unterstützung, die ich ihr schickte, leidlich leben. Ich fing an, mit der neuen Brille, die meine Sehweite für einige Jahre auf den Grad mäßiger Kurzsichtigkeit hob, die Welt zu entdecken. Voll freudigen Erstaunens bemerkte ich, als ich das erstemal damit in eine ziemlich große Schulkasse trat, daß ich bis zur hintersten Bank die Augen meiner Schüler sah. Ich begann, mir die Gesichter und Gestalten der Menschen genauer anzusehen, auf die Farbe des Gefiebers der

Vögel zu achten, und die Landschaft lag klarer vor mir. Ich war sehr gesund und kräftig, arbeitete des Sommers täglich ein wenig im Garten und suchte die überschüssige Kraft in meilenweiten Wärschen los zu werden.

In dem Gebäude meines orthodoxen Glaubens geriet aber damals ein Steinchen ins Wanken und zerbröckelte allmählich. Die Italiener hatten ihre Fürsten verjagt und den Kirchenstaat zertrümmert; nur mit Hilfe ausländischer Truppen vermochte sich der Papst in dem ihm verbliebenen Reste, dem Patrimonium Petri, zu behaupten. Döllinger suchte in seinen Odeonsvorträgen die katholische Welt mit dem Gedanken an die Möglichkeit der vollständigen Vernichtung der weltlichen Papstherrschaft vertraut zu machen, wurde aber dafür verkezert, und mit seinem Buche: Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat verschlimmerte er nur seine Lage, weil er darin u. a. auch die Mißwirtschaft der päpstlichen Regierung schilderte. Ich vermochte der Verurteilung Döllingers nicht beizustimmen, denn mein Herz stand auf seiten der sich befreienden Völker, die Unhaltbarkeit der Parteifabeln, die alle großen Umwälzungen aus geheimen Umrrieben, sei es der Jesuiten, oder der Freimaurer, oder der Juden, oder einer Kamarilla herleiten, hatte ich längst durchschaut und erkannt, daß alles in der Welt mit natürlichen Dingen zugeht, und daß jede Veränderung eine Ursache voraussetzt, deren Wirkungskraft an Größe der in der Veränderung zur Erscheinung kommenden Kraft gleich ist. Für den Kirchenstaat versuchte ich eine Ausnahme zu machen und mich zu überreden, daß er das unschuldige Opfer von Verschwörungen sei, aber ein Jesuit, der in einem Roman — ich glaube er heißt Der Jude von Verona — die italienische Umwälzung erzählt, belehrte mich, sehr gegen seine Absicht, eines Bessern. Er machte mich so wütend auf die römische Klerisei, daß ich sein Buch mehreremal vor Zorn auf die Erde warf. Ich sagte mir: wenn die italienischen Geistlichen und die päpstlichen Beamten solche Schafe sind, wie sie hier geschildert werden, was bedarf es denn da noch der geheimen Gesellschaften zum Sturze des Kirchenstaats! Er muß ja von selbst zusammenbrechen! An und für sich würde nun der wohlverdiente Untergang der weltlichen Papstherrschaft, trotz des bedenklichen Kontrastes zwischen der Idee der Kirche und dieser Seite ihrer Wirklichkeit, den Glauben noch nicht gefährdet haben, wenn man sie innerhalb des Katholizismus als eine vergängliche geschichtliche Erscheinung aufgefaßt hätte. Aber daß der Papst, der Episkopat und die katholische Presse aus einer offenbar dem Untergange geweihten Institution eine wesentliche Einrichtung der Kirche machten und den Glauben an deren Notwendigkeit zum Dogma stempelten, das war böse, böse wenigstens für denkende Köpfe.

